



„WENN MESUT NICHT MITSINGT, SO WHAT?“

Die Sonne wärmt, die Alpen wirken zum Greifen nah. Ein Januartag am Ammersee, nicht mehr ganz dem Winter zugehörig. **Adnan Maral** wohnt in der Nähe. Im Seerestaurant ist er anscheinend ein bekannter Gast.

Adnan Maral ist Schauspieler und hat als Vater „Metin“ in der preisgekrönten ARD-Fernsehserie „Türkisch für Anfänger“ sowie dem gleichnamigen Kinofilm auf sehr humorvolle Weise zum besseren Verständnis zwischen Deutschen und Türken beigetragen. Mit den Bergen im Rücken beginnt ein ehrliches und ernstes, trotzdem erheiterndes Gespräch: über die Rolle als Mittler zwischen den Kulturen, Boxfilme und die Nähe des Individualsports zur Schauspielerei.

INTERVIEW: MARCUS MEYER UND JÖRG STRATMANN

Herr Maral, Sie kommen gerade aus dem Dschungel, was hat Sie dorthin verschlagen? Ich mache für Arte eine fünfteilige Fernsehserie, die sich „Adnan unter wilden Tieren“ nennt. Da geht es um bedrohte Tiere.

Ein Format, das man nach dem Erfolg von „Türkisch für Anfänger“ nicht unbedingt von Ihnen erwarten würde. Ich mag Tiere sehr. Ich bin durch Tierserien geprägt: „Daktari“ sagt Ihnen vielleicht was ...

Na klar, der schielende Löwe Clarence, ein Klassiker. Kennt jeder, der noch die Zeit ohne Privatfernsehen erlebt hat. Oder die Filme von Jacques Cousteau. Es ist eine tolle Welt, in die man eintauchen kann.

Und der Ansatz bei Arte? Es geht zum Beispiel um Elefanten in Sri Lanka, die aufgrund des enger werdenden Lebensraums immer öfter den Menschen ins Gehege kommen. Dann wird der Elefant schnell zur Zielscheibe, weil er das Feld zerstört. So ein Tier frisst bis zu 250 Kilogramm Nahrung am Tag und trinkt 150 Liter Wasser. Das muss man sich mal vorstellen. Und zuletzt, deshalb der Dschungel, war ich bei den Schimpansen an der Elfenbeinküste.

Das hört sich abenteuerlich an. War es auch. Es gibt zwar einen Nationalpark, der ist aber nicht so touristisch erschlossen, wie man das aus Namibia oder Südafrika kennt. Man fuhr auf irgendeiner Staubstraße, die die UN angelegt haben, dann sagte mein Begleiter Tobias plötzlich: „Hier links geht's rein!“ Ich gucke und denke: „Aha. Wo rein?“ Dann ab in den Busch, auf zwei Fahrspuren, die mit einem Four-Wheel-Drive gegraben wurden. Und Tobias sagt: „Man kann auch das Lenk-

rad loslassen, der fährt von allein.“ Irgendwann kommt man in so einem Forschercamp an, drumherum nur grüne Wand.

Und wo waren die Affen? Um zu denen zu kommen, musste man noch einige Stunden durch den Wald laufen, da brauchte man Kondition, um mal auf den Sport zu kommen (lacht).

Unterwegs zwischen den Welten, Sie scheinen auf die Vermittlerrolle geeicht? (lacht) Ich bin ganz froh, dass ich für Arte mal Botschafter der Tiere bin, nicht für Döner.

Sind Sie es manchmal leid, der Vorzeigemigrant zu sein? Nein, überhaupt nicht. Lange Zeit fehlte es an Vorbildern und es ist eine Ehre für mich, dass ich Jugendlichen Ansporn sein kann, ihren Weg in die Gesellschaft zu finden. Das mache ich gern, ich weiß aus eigener Erfahrung, wie notwendig Vorbilder sind: sei es in der Familie oder in der Öffentlichkeit. Auf Facebook schreiben mir junge Leute: „Toller Mann, wie kann ich Schauspieler werden?“ Es ist wichtig für die Heranwachsenden, zu erkennen, dass es Anerkennung und einen Platz in der Gesellschaft gibt für Menschen mit Migrationshintergrund.

Trotzdem: Ständig als Botschafter unterwegs – das hört sich anstrengend an. Nö, ich versuche, mir treu zu bleiben und das mit Überzeugung zu machen, nicht eine Figur zu spielen. Zugegeben, manchmal ist es schwierig, weil es das Drehbuch dazu nicht gibt (lacht). Mühsam ist es, wenn ich mal wieder irgendwo im Fernsehen ein türkisches Rezept präsentieren soll. Dann denke ich schon: „Leute, jetzt ist gut, wir haben 2013.“

In diesem von Bitterkeit und Verkrampfung freien Ton spricht Adnan Maral über das ganze klischeebeladene, vermeintlich heikle Thema. Das vorsichtige Nachspüren nach Kränkungen und Verletzungen, die er in seiner Sozialisation als Einwandererkind erlitten hat, läuft ins Leere. Man selbst sitzt den Klischees auf. Maral sagt: „Ich hatte nie das Problem, ‚der Türke‘ zu sein.“ Deutsch ist seine zweite Muttersprache, und manchmal hört man ihr die hessische Prägung an.

Wie beurteilen Sie den Streit zur Fußball-EM, als es darum ging, ob die deutschen Nationalspieler die Hymne mitsingen sollen oder nicht? Wenn's Mesut Özil nicht treibt, mitzusingen, so what? Er spielt, er trifft, ist der Motor der deutschen Mannschaft. Das reicht doch.

Bei Stefan Effenberg war es nie anders. Eben, deswegen finde ich die Diskussion mühselig. Ich persönlich singe auch nicht die türkische Nationalhymne, also warum sollte es bei der deutschen anders sein? Und das, obwohl ich mich deutsch fühle. Ich habe kein Problem, wenn einer mit Inbrunst die Nationalhymne singt, wenn er das will oder muss. Ich habe zum Beispiel einen marokkanischen Freund, der kommt bei Deutschlandspielen immer in voller Montur, mit Deutschland-Trikot und -Fahne. Der hat einfach Lust darauf. Ich denke zwar immer: „Oh mein Gott!“, im Sinne von: „Ist nicht mein Ding“. Aber das denke ich auch bei meinem deutschen Freund Boris, wenn der bei mir zur WM in Schwarzrotgold aufläuft.

Ähnliche aufgeheizte Diskussionen gibt es bei Top-Sportlern, wenn sie sich zwischen verschiedenen Nationalmannschaften entscheiden sollen. Ja, der Fußballer Hamit Altintop war so ein Beispiel. Geht er in die türkische oder in die deutsche Nationalmannschaft? Aus dieser Entscheidung wurde von den Medien viel mehr gemacht, als sie eigentlich bedeutet. Und zwar sowohl von der türkischen wie von der deutschen Seite. Eine absolut überzogene Diskussion aus meiner Sicht. Für die Menschen, mit denen ich spreche, ist das eine völlig normale Sache: „Altintop hat mehr Bezug zu den Türken, dann geht er eben dort hin zum Spielen.“

Stimmen die Rollenbilder, die im Fernsehen und im Kino von der multikulturellen Realität transportiert werden? Was sind Ihre Erfahrungen als Schauspieler? Im künstlerischen Bereich wurden sehr lange Zeit unzeitgemäße Klischees transportiert. Bis vor wenigen Jahren gab es noch keine Rollen für Schauspieler wie mich, die türkischstämmig sind. Für mich ist ja nicht das Problem, den Türken zu geben. Die Frage ist: Welche Rolle spielt er in dem Film, ist er der Gemüsemann oder der Rechtsanwalt? Oftmals haben die Leute das verwechselt, wenn ich gesagt habe: „Ich will nicht diesen Klischee-Türken spielen.“ Dann erfährt man zufällig von einem interessanten Charakter in einem Film oder am Theater und es heißt vom Regis-

seur: „Ich dachte, du wolltest keinen Türken mehr spielen.“ Ich habe lernen müssen, das so klar zu artikulieren, wie ich es meine.

Und heute? Heute hat Fatih Akin (Filmregisseur; d. Red.) den Berliner Bären abgeräumt und ist nominiert für den Europäischen Filmpreis. Wir haben ab 2005 die Serie „Türkisch für Anfänger“ gemacht, die wegen der Pionierarbeit so wichtig war. Und in den Kinofilm sind zweieinhalb Millionen Zuschauer gegangen (der erfolgreichste deutsche Kinofilm 2012; d. Red.). In vielen „Tatorten“ spielen türkische Ermittler oder Kommissare. Es entsteht eine gemeinsame Kultur, aus der beide Seiten schöpfen. Ich bin total froh darüber – und optimistisch, dass es sich weiter so gut entwickeln wird.

Es scheint an anderen Stellen noch Pionierarbeit notwendig. „Pionierarbeit“, das ist so ein Begriff, den Adnan Maral mehrmals benutzt. Er erzählt von einem Erlebnis: Er war beim Deutschlandradio eingeladen, aus einem Werk des Schriftstellers Feridun Zaimoglu vorzulesen, auf Deutsch, nur ein türkischer Name im Text. Die Redakteurin war sehr angetan. Er bot ihr an, auch mal andere Sachen zu lesen. Woraufhin sie sagte: „Wieso, dafür haben wir doch unsere deutschen Schauspieler.“ Maral lacht, als er seine Erfahrung schildert.

Hat der Sport es leichter, gesellschaftliche Veränderungen zu transportieren? Ja, ich denke, es ist einfacher, denn es geht zunächst nur um Leistung. Man kennt es: War man gut im Sportunterricht, wollten einen alle in der Mannschaft haben, man wurde geliebt. Ich bin mit einem Freund zu einem alten Frankfurter Verein gegangen, weil wir boxen wollten. Man hat uns mit offenen Armen empfangen. Da waren Russlanddeutsche, Türken, Italiener, Marokkaner, das war nie ein Problem, Hauptsache, man konnte boxen. Im Sport ist das einfacher, weil man gemeinsam an einer Sache dran ist.

Wie sind Sie auf diesen Trichter gekommen? Ich fand Boxen schon immer gut, ich bin damit aufgewachsen. Mein Vater hat früher alle Kämpfe von Muhammad Ali geguckt. Als Kinder waren wir natürlich wach, weil die Bude, in der wir wohnten, nicht so groß war. Es gab frühmorgens ein großes gemeinsames Frühstück, dann haben wir Ali gesehen. Wie ein Ritual. Das war ein Wahnsinns-Erlebnis. Aus dieser Prägung und weil der Sport so spannend ist, bin ich dazu gekommen. Übrigens: Schon Bertolt Brecht hat geboxt, weil es die Motorik schult und eine gute Basis für die Schauspielerei ist.

Wie das? Wenn Sie auf der Bühne stehen, müssen Sie Ihrem Partner auch die volle Aufmerksamkeit geben. Wenn Sie das Geschehen verpassen, verpassen Sie Ihren Einsatz. Egal ob es um das Mimische oder den Text geht. Es erfordert eine hohe Aufmerksamkeit, dem Gegenüber in die Augen zu schauen und die nächste Aktion zu antizipieren.



INTEGRATION FÜR FORTGESCHRITTENE

Adnan Maral hat an der Offenbacher Hochschule für Gestaltung (HfG) studiert und ist seit Mitte der 90er-Jahre als Schauspieler tätig. Große Bekanntheit erlangte er durch die Rolle des Vaters „Metin“ in der ARD-Fernsehserie „Türkisch für Anfänger“ (2005 bis 2008, siehe Foto), die mit dem Deutschen Fernsehpreis und dem Grimme-Preis ausgezeichnet wurde. 2012 avancierte die gleichnamige Kinoversion mit rund 2,5 Millionen Besuchern zum erfolgreichsten deutschen Film des Jahres.

Maral, der als Zweijähriger zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern aus Ostanatolien nach Frankfurt kam, ist häufig als Integrationsbotschafter unterwegs: 2006 begleitete er zum Beispiel den damaligen Außenminister Frank-Walter Steinmeier im Rahmen des deutsch-türkischen Kulturaustausches auf seiner Reise nach Istanbul. Der 44-Jährige spielt auch im Theater und schreibt Drehbücher. Er lebt zusammen mit seiner Schweizer Frau und seinen beiden Kindern in der Nähe des Ammersees in Bayern.

Haben Sie mal an einen Sportfilm gedacht? Ich habe schon einen Boxer gespielt, damals während meines Studiums an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach. Mit richtigen Kampfszenen. Das Erstlingswerk eines Nachwuchsregisseurs, aber im Hinterkopf hatten wir natürlich alle das Vorbild: Robert De Niros „Wie ein wilder Stier“. Gelaufen ist unser Werk nachts um ein Uhr, in irgendeinem kleinen Programmkino in Frankfurt (lacht).

Reizt es Sie, mal wieder etwas in dem Genre zu machen? Im Filmgeschäft gibt es ja immer bestimmte No-Gos, bei denen Sender sofort abwinken.

Und Sport gehört dazu? Arzt geht immer, Krimi ist schon inflationär. Aber Sport tut sich schwer.

Das Handy liegt die ganze Zeit auf dem Tisch. Leise gestellt. Adnan Maral wartet eigentlich auf einen Anruf der Handwerker, die die neue Waschmaschine liefern sollen. Es ist sonst niemand zu Hause. Er hat es vergessen während des Gesprächs. Genauso wie das Essen auf dem Tisch. Jetzt stellt er fest, dass er die Nachricht verpasst hat. Einen Augenblick später ist das Problem gelöst. Der Teller allerdings ist immer noch voll.

Sie sind im Alter von zwei Jahren nach Frankfurt gekommen, sind dort aufgewachsen, später nach Berlin gezogen und wohnen jetzt auf dem bayerischen Land, ohne Multikulti. Wo lebt es sich entspannter? Das mit der fehlenden Vielfalt täuscht manchmal. In dem Ort, in dem ich wohne, leben über 30 Nationen zusammen, vom Brasilianer bis zum Ugander. Natürlich werde ich oft gefragt: „Was machst du als Türke in Bayern?“

Wer fragt so etwas? Nicht die Bayern. Die haben etwas Südländisches, Lässiges. Es gibt hier zudem keine Ecke, wo nur Türken leben. Das hat mich schon immer gestört, wenn man auf die Frage, woher man komme, „Berlin“ antwortete, und die Leute sagten: „Ah, aus Kreuzberg.“

Können Sie nachvollziehen, dass Menschen, die nicht gewohnt sind, zwischen den Kulturen zu jonglieren, Angst haben, im Multikulti ihre Identität zu verlieren? Ich glaube, dass die Angst in dieser Form gar nicht existiert. Die Bayern sind dafür ein gutes Beispiel. Die haben ihre Tracht, ihre Maß Bier, an der sie festhalten. Sie sind stoisch entspannt, egal ob du aus Hessen oder Italien kommst. Es heißt einfach: „Ja mei, mach du halt mal.“ Letztlich kommt es darauf an, wie du mit der Kultur umgehst. Man muss sie annehmen, dann ist man akzeptiert. Trotzdem kann ich ja meine Kultur als Adnan leben. Ich fühle mich hier in Bayern sehr wohl. Und wie überall kommt es auf das Netzwerk an, in das man eingebunden ist.

Was gehört für Sie dazu? Als Kind war es natürlich der Sport im Verein. Ich habe als Achtjähriger mit Taekwondo angefangen. Das war klasse: zu Turnieren zu fahren, Erfolge zu haben, Bestätigung zu bekommen. Der Sport gab mir eine große Ruhe, ich wurde ausgeglichener. Ein wichtiger Aspekt damals. Ich bin im Gallusviertel in Frankfurt aufgewachsen, das war in den 70er- und 80er-Jahren ein hartes Pflaster. Es gab eine Menge falscher Vorbilder.

Sie haben Taekwondo gemacht, Boxen, Sie reiten auch. Der Mannschaftssport hat Ihnen kein Netz geboten? Nein.

Zufall? Das habe ich mich auch gefragt. Volleyball, okay, ein bisschen in der Schule, Fußball aber hat mich nie interessiert. Zumindest nicht, selbst zu spielen. Vielleicht entspricht der Einzelsport mehr der Schauspielerei. Obwohl man in einem Ensemble ist, ist jeder doch für sich allein. Aber meine beiden Söhne, die kicken.

Und Sie sind am Wochenende dabei? Ja, ich fahre mit zu den Spielen – und ich bin Ersatztrainer, wenn der reguläre nicht kann.

Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen: Was können Sie den Kindern im Fußball beibringen? (lacht) Locker bleiben. Ich mache ja seit einiger Zeit Yoga, das übe ich zum Beispiel mit ihnen. Außerdem weiß man doch: Trainer können im Fußball alle.]